

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Taschenspieler und Gaukler

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Taschenspieler und Gaufler.

An sogenannten Professoren und Tausendkünstlern fehlt es auf Messen und Jahrmärkten nie; früher aber waren diese Leute anspruchsloser und bescheidener und man nannte sie Taschenspieler, auch wohl Hexenmeister. Seit aber die Wissenschaften der Chemie und Physik, und die Naturkunde überhaupt, in der neuern Zeit so außerordentliche Fortschritte gemacht haben, und gewissermaßen Gemeingut der gebildeten Klassen wurden, haben diese Taschenspieler viel von ihrem Interesse verloren. Treiben sie jetzt ihr Gewerbe in einfachen Bretterbuden, so fehlt ihnen der Zulauf; man will heut zu Tage mehr Eleganz, und deshalb geben die Meister in ihrer Kunst, die Bosco und Döbler, ihre Vorstellungen in Theatern oder Kasinosälen, und sorgen durch allerlei Glitter und geschmackvolle Anordnung und Aufstellung ihres Handwerkszeuges dafür, daß äußere Dinge die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und das Auge fesseln. Daher, und weil sie wirklich ihre Kunststücke mit so überraschender Gewandtheit zum Besten geben, fehlt ihnen der Beifall nie, und ihre Kasse füllt sich. Denn der Mensch gibt sich ja gern Täuschungen hin, er will die uns allen angeborene Neugier oder Wißbegierde befriedigen, und seine Kenntnisse erweitern. Darum gehen auch Physiker und Mathematiker gern in diese Gauflerbuden, obwohl gerade sie am allerbesten wissen, daß dort nichts vorgeht, was für sie wunderbar sein könnte. Aber manchmal lernen sie dort etwas. Das bekannte chinesische Schattenspiel war Veranlassung, daß Lieberkühn das Sonnenmikroskop erfand! Für den weniger gebildeten Menschen stellt sich, wenn er den Taschenspieler arbeiten sieht, immer das Ergebniß heraus, daß Geschwindigkeit keine Hexerei sei; er zieht sich daraus den Schluß, daß es mit dem Aberglauben, mit Schatzgräberei, Teufelsbeschwörungen und Hexereien nicht weit her sein müsse. Wenn er das Schattenspiel, die Wirkungen der Electricität, des Magnets, des Phosphorus kennen lernt, so kann kein schlauer Betrüger ihn mehr damit hinters Licht führen.

Schon im Alterthum gab es, wie man heut zu Tage sich ausdrücken würde, „Professoren der natürlichen Magie,“ denn die Alten studirten mit Eifer die Natur. Das Blendwerk, Feuer auszuspeien, war schon sehr früh bekannt. Als, etwa anderthalbhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, die Sklaven auf Sicilien sich gegen die drückende Herrschaft der Römer erhoben, trat unter ihnen auch ein Syrer, Eunus, auf, der sich rühmte, mit den Göttern einen vertrauten Umgang zu haben. Er wurde zum Anführer gewählt, und wenn er seinen Genossen Muth einreden wollte, so bließ er, während er sprach, Flammen und Funken aus dem Munde. Die Geschichtschreiber sagen, er habe eine Nusschale an beiden Enden durchbohrt, sie mit glimmenden Stoffen angefüllt, in den Mund genommen, und hindurch geblasen. Die Magier auf unseren Messen und Märkten verrichten auch dasselbe Wunder. Sie rollen Flachs oder Hanf bis zur Größe einer Flintenkugel zusammen, lassen es überall anbrennen, bewickeln es, während es noch glüht, mit anderm Flachs, und so erhält sich das Feuer eine Zeitlang. Diese Kugel weiß der Taschenspieler, ohne daß die Umstehenden es merken, in den Mund zu bringen, bläst mit seinem Athem das Feuer wieder an, und treibt eine Menge Funken aus dem Munde. Da er die Luft nicht mit dem Munde, sondern durch die Nase einathmet, so ist dabei für ihn keinerlei Gefahr.

Die Alten wandten zu ihren Feuerkünsten auch schon die Naphtha an, jenes flüchtige mineralische Del, das sich in der Nähe einer Flamme entzündet. Zu Elbatana in Medien wurde Alexander der Macedonier damit überrascht, und die berühmte Medea soll, wie schon die Alten meinten, viele ihrer Zauber und Wunder vermittelst der Naphtha bewirkt, und mit ihr das Kleid der Kreusa, Kreons Tochter, benetzt haben.

Der „Herkules“ Rappo, den man vor einigen Jahren in allen größeren Städten Deutschlands seiner Geschicklichkeit und Stärke wegen bewunderte, schritt über glühendes Eisen, oder trug es in den Händen oder

Zähnen. Damit machte schon vor anderthalbhundert Jahren ein Engländer, Richardson, viel Aufsehen. Er konnte glühende Kohlen kauen, tröpfelte sich geschmolzenen Schwefel auf die Zunge, verschluckte geschmolzenes Glas, ganz so, wie wir es auch von Rappo sahen. Das Blendwerk abgerechnet, welches den Zuschauern vorgegaukelt wird, scheint, wie Beckmann in seiner Geschichte der Erfindungen meint (Theil 4. S. 69.), Alles nur darauf anzukommen, die Haut der Fußsohlen und der Hände dergestalt zu erhärten, daß sie ganz hornartig und unempfindlich wird, so daß die darunter liegenden Nerven, wie in Schuhen oder Handschuhen, wider Beschädigungen gesichert werden. Eine solche Erhärtung erfolgt, wenn die Haut beständig gedrückt, oder gestochen oder sonst beschädigt wird. Eine Köchin nimmt Kohlen in die Hand, eine Putzmacherin wird es wohl bleiben lassen. Beckmann erzählt: „Als ich im September 1765 zu Awestadt in Dalarna (Schweden) die Kupfergarmacherei besuchte, nahm für ein Trinkgeld ein Arbeiter etwas geschmolzenes Kupfer in die Hand, zeigte es uns, und warf es an die Wand. Er drückte dabei die Finger seiner mit Hornhaut überzogenen Hand dicht aneinander, hielt sie einige Augenblicke vorher unter die Achsel, schlug alsdann mit der flachen Hand über die mit geschmolzenem Kupfer gefüllte Kelle weg, faßte davon etwas, und bewegte beim Vorzeigen, die Hand sehr schnell hin und her. Bei Betrachtung derselben merkte ich einen Geruch, als ob Horn oder Leder angefeuchtet wäre, aber verbrannt war die Hand nicht. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Leute, welche glühendes Eisen tragen oder darauf gehen, vorher auf gleiche Weise die Haut hornartig machen. Sie sollen dies durch eine oft wiederholte Benetzung mit Vitriolgeist bewirken; auch soll der Saft einiger Pflanzen dazu dienen.“ Auch diese Kunst war den Alten schon bekannt. Auf dem Berge Soracte in Etrurien wurde jährlich ein Fest gehalten, bei welchem die Hirpiner, die nicht weit von Rom wohnten über glühende Kohlen liefen. Dasselbe thaten Weiber bei einem Dianentempel in Kappadocien.

Eben so alt sind die Becherkünste. Sie bestehen darin, daß leichte Kugeln so schnell und behend, daß es die unkundigen Zuschauer, deren Aufmerksamkeit durch allerlei Worte und Wendungen abgelenkt wird, nicht bemerken können, bald unter einen oder mehrere Becher gebracht, bald unter allen weggenommen, bald dem Anschein nach verschluckt werden. Gewöhnlich werden drei Becher von Messingblech, und eben so viele Kugeln von Kork oder Muskatnüssen genommen; und damit diese bei der Geschwindigkeit, womit der Daumen sie ergreifen muß, nicht entlaufen oder ausweichen, auch kein

Geräusch machen, bedeckt der Taschenspieler seinen Tisch mit einer Decke.

„Herkuleffe“ welche sich durch seltene Körperkraft auszeichneten, gab es zu allen Zeiten. Vor etwa hundert und zwanzig Jahren reisete ein solcher, der sich Simson nennen ließ, in ganz Europa herum. Er hieß Johann Karl von Eckerberg, und war aus Harzgerode im Anhaltischen, und einige dreißig Jahre alt. Er hob auf einem Gerüst eine Kanone oder ein Pferd sammt dem Reiter auf, trank dabei und blies auf einem Waldhorn. Zwei oder mehr Pferde konnten ihn nicht aus der Stelle ziehen, wenn er sich auf einer schief liegenden Fläche zwischen ein Paar Pfähle gestemmt hatte; er zerriß Stricke, hob einen Mann auf, ließ sich auf der Brust Steine mit schweren Hämmern zerklöpfen, oder einen Ambos auf sich setzen und darauf Eisen schmieden. Seit jener Zeit hat man dann solche Kunststücke öfter gesehen, und jetzt eben werden sie, wie wir aus den Zeitungen ersehen, in Neuyork und anderen amerikanischen Staaten gezeigt. Schon Firmus, der sich zu Aurelians Zeiten in Aegypten zum römischen Kaiser ausrufen ließ, machte sie; er ließ auf sich hämmern.

Eben so gab es schon im Alterthum Seiltänzer, welche sich auch bereits der Balancirstangen bedienten oder Gewichte in den Händen hielten, durch deren Ausstreckung sie das Gleichgewicht unterhielten. Im Mittelalter waren sie sehr häufig, und 1393 erhielt einer, der in Augsburg sich sehen ließ, aus dem Stadtsackel eine Belohnung von einem Pfund Heller für seine Behendigkeit.

Die Kunstreiter scheinen aus dem Morgenlande zu stammen. Im dreizehnten Jahrhunderte waren sie in Konstantinopel nicht selten; sie kamen aus Aegypten dahin, und durchzogen dann einen großen Theil von Europa. Sie standen im Gallopp auf den Pferden, sprangen im Laufe hinunter und wieder hinauf, schlangen sich um das Pferd u. s. w. Sie trieben auch Seiltänzerkünste, und spannten ihre Seile im Hasen zwischen den Masten der Schiffe. Die Bande bestand aus vierzig Köpfen.

Auch Thiere zu Kunststücken abzurichten verstanden die Alten, z. B. die Elephanten, und sie hatten es darin weit gebracht. Kaiser Galba ließ dem römischen Volke Elephanten zeigen, die auf dem Seile vorwärts und rückwärts gingen. Im dreizehnten Jahrhundert gab es Leute, die auf einem Pferde über ein gespanntes Seil ritten. Ob man es im Alterthum verstand, die Bienen so abzurichten, wie es heut zu Tage manche Bienenväter können, bleibt ungewiß. In Afrika verstehen es einzelne Neger seit langer Zeit. Der Reisende Bruce

sah 1698 im Reiche Galam am Senegal einen Mann, dem die Bienen überall hin folgten, wie die Schafe dem Hirten. Sein ganzer Leib war, wenn er ging mit Bienen bedeckt; sie folgten ihm, wohin er wollte, und nie stach ihn eine. In den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte in England der „Bienenkönig“ Bildmann durch seine Abrihtung der Bienen Aufsehen; in Deutschland machten es ihm gleich einige Leute nach.

Die, welche Thiere abrichten, müssen die Eigenthümlichkeiten derselben genau studiren, und vor allen Dingen eine ungewöhnliche Geduld und Ausdauer zeigen. Am gelehrigsten sind die Hunde; ihre Künste wurden schon im sechsten Jahrhundert bewundert, in Konstantinopel zur Zeit Kaiser Justinians. Aber keiner hat es je mit ihnen soweit gebracht, wie vor etwa fünfzig Jahren ein Franzose, dessen Hunde alle Wunderthaten des vielbesprochenen „Kartenkünstlers Fido Savant,“ den die liebe Jugend so sehr bewunderte, weit hinter sich lassen. Die Ausbildung seiner Jöglinge hatte ihn außerordentliche Mühe gekostet; es war aber auch was Rechtshaffenes aus diesen Pudeln und Wachtelhunden geworden. Von früher Jugend an mußten sie auf den Hinterfüßen gehen lernen; sie betrugten sich gegeneinander ganz artig und Zank und Streit wurden nicht geduldet. Sie spielten Pantomime, gaben Darstellungen aus dem Helden- und Familienleben und machten ihre Sache ganz vortreflich. Den meisten Beifall erndeten sie als Soldaten, wenn sie eine Festung vertheidigten und stürmten. Wenn der Vorhang aufging, so erblickte der Zuschauer eine Festung mit Mauern und Gräben, Schanzen und halben Monden und Bollwerken. In der Mitte erhob sich ein Thurm, von dem eine Fahne herabwehete; hinten in der Stadt sah man einige Kirchtürme. Die Wälle wurden von Hundesoldaten in Uniform bewacht, die Säbel und Muskete, natürlich im Verhältniß zur Größe der Thiere, trugen. Vor den Mauern sammelte sich die angreifende Partei, und bereitete sich zum Sturme vor. Im Vordergrunde standen einige verfallene Gebäude; da war das Hauptquartier, von dort aus wurden Späher ausgeschildt, die zurückkamen und Meldung machten. Aber die Belagerten merkten Alles, die Schildwacht gab Feuer und nun besag sich Alles auf den ihm angewiesenen Posten. Jetzt schickt sich der Feind an, die Mauern zu ersteigen, aber erst müssen Brücken über die Gräben geschlagen werden, und das geschieht. Die Trommel wird gerührt und der Kampf beginnt. Aus den Schießscharten qualmt Dampf, man hört Schüsse fallen; auf den Bollwerken drängen sich Streiter zusammen, es werden Sturmleitern ange-

legt. Der Kampf wird immer hitziger, die Offiziere verrichten Wunder der Tapferkeit; der Feldherr ist unermülich bald hier bald da, er besetzt seinen Leuten Muth ein, und bereits sind die beiden ersten Stufen des Balles, der drei Terrassen hat, erstiegen. Die Kanone donnert, die Trommeln wirbeln, die Drommeten schmettern, die Kampflust steigt höher. Die Soldaten gehorchen, und nur die Befehl habenden Offiziere beissen. Der Feldherr ersteigt endlich, wie ein Löwe kämpfend, die dritte Abtheilung der Mauer; er ist oben, seine Leute folgen ihm, er reißt die Fahne vom Thurme und pflanzt die seinige auf.

Der Kampf machte eine große Wirkung auf die Zuschauer. Es versteht sich von selbst, daß das Geschütz nicht von Hunden sondern von Menschen bedient ward; aber das Exercitium machten Pudel und Wachtelhunde vortreflich; sie benahmen sich dabei eben so gewandt, wie im Ballsaale. Der Vorhang nämlich ist gefallen; als er wieder aufgeht, bietet die Bühne einen ganz andern Anblick dar. Statt der Mauern und Thürme sieht man eine mit Spielteuten besetzte Gallerie, an den Wänden des Saales stehen Stühle umher; alles schimmert im Lichterglanze. Livreebedienten eilen geschäftig hin und her, und allmählig finden sich die zum Ball geladenen Gäste ein, und nehmen Platz auf den Stühlen. Es wird angeklopft, und Herren und Damen, nach der neuesten Mode gekleidet, treten ein, machen Verbeugungen, und werden den übrigen vorgestellt. Man sieht junge Mädchen im Flügelkleide mit wallenden Locken, und würdige Matronen; junge Herren im Tituskopfe und Alte, mit gepudelter Perrücke, und die jüngeren machen den Damen sehr emsig den Hof. Plötzlich erscheint ein festlich gekleideter Ceremonienmeister; einigen Gästen macht er blos eine Verbeugung, mit anderen spricht er ein Paar Worte, noch anderen reicht er vertraulich seine Pfote, und gegen die Damen ist er außerordentlich höflich, was offenbar auf sie einen sehr angenehmen Eindruck macht, denn sie flüstern einander etwas zu. Nun hört man Tonspiel; doch es wird unterbrochen, denn noch einmal klopft Jemand an, und Aller Blicke sind auf die Thür gerichtet. Einige Bedienten öffnen, eine von Hunden getragene Portehaise wird hereingebracht, die Thür geöffnet, und heraus tritt eine in Seide gekleidete, von Edelsteinen blinkende Dame, das Haupt mit Straußensfedern geziert. Sie macht in ihrem Modepuße einen tiefen Eindruck, und weiß das auch. Nach einiger Zeit bieten die Herren den Damen den Arm, gehen im Saale auf und ab, und treten dann zu einer Menuett an, die unter allgemeinem Beifall zu Ende getanzt wird.

Die Marionetten sind uralt; schon die Griechen kannten sie, und von diesen kamen sie zu den Römern. Automaten, die ihre Bewegung durch Räder, Gewichte oder Federn erhalten, und in deren Verfertigung unsere Zeit so Ausgezeichnetes leistet, waren aber im Alterthum unbekannt. Erst als die Uhren zu einiger Vollkommenheit gediehen, brachten einige Künstler dabei Fi-

guren an, welche, wenn die Glocke schlagen sollte, allerlei Bewegungen machten. Als dies gelang, wurden dann auch Figuren ohne Uhr gemacht, welche einzelne Gliedmaßen bewegen, oder sich fortbewegen und laufen konnten. Der nürnbergische Kunstschlosser Hans Bullmann machte schon im sechszehnten Jahrhundert Figuren die nach dem Takte Pauken und Lauten schlugen.

Mannigfaltiges.

Die zwölf indischen Ehestandsgebote.

Ein englisches Blatt übersezt den weiblichen Chartisten, welche in England jetzt so kühn hervortreten, die Ehestandsgebote aus den heiligen Büchern der Hindu und erfucht sie, ihre Ansichten einmal mit diesen Chevorschriften zu vergleichen. Wir bitten unsere Leserinnen im Voraus um Verzeihung, daß wir die fragliche Gesezesstelle ins Deutsche zu übertragen uns erkühnen. Sie lautet:

Erstes Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann.

Zweites Gebot. Sei der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und grob, ja ob er sogar durch Liebshäften alles Hab' und Gut verschwende, dennoch soll das Weib nicht minder ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meister und als ihren Gott.

Drittes Gebot. Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen sein Leben lang: als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittve vor ihren Kindern.

Viertes Gebot. Jedes verheirathete Weib soll sorglich vermeiden, den Männern, die mit geistigen und leiblichen Vorzügen ausgestattet sind, auch nur die kleinste Beachtung zu erweisen.

Fünftes Gebot. Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darcin setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt.

Sechstes Gebot. Wenn ihr Mann lacht, so soll sie lachen, und weinen, wenn er weint.

Siebentes Gebot. Jedes Weib, gleichviel weß Standes sie sei, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingspeisen zubereiten.

Achstes Gebot. Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich baden alle Tage, zuerst in reinem Wasser und darnach in Safranwasser, sie soll ihr Haar kämmen und salben, den Rand der Augenlieder mit Spieghlanz färben und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen.

Neuntes Gebot. Ist ihr Gatte fern, so soll sie fasten, auf der Erde schlafen und sich jedes Schmuckes enthalten.

Zehntes Gebot. Kehrt ihr Gatte heim, so gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege sogleich vor ihm Rechenschaft von ihrer Aufführung, ihren Worten und selbst ihren Gedanken ab.

Elfstes Gebot. Wenn er sie ausschilt, so soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen.

Zwölftes Gebot. Wenn er sie schlägt, so empfangen sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse dieselbe demüthiglich, und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht habe.

Unterhaltung zwischen Engländern und Chinesen.

Die zu Emden erscheinende „Krisia“ sagt: Mit der Sprache helfen sich die Engländer, so gut sie können. Als sie die Insel Fschusan eroberten, bildete sich zwischen ihnen und den Chinesen eine ganz neue oder vielmehr eine Ursprache, mittelst derer sie sich sehr gut verständigten. Die Chinesen hatten nämlich alle Arten Geflügel frei; wollten die Engländer eine Henne, so riefen sie: „Gack gack.“ Und fortan hieß die Henne Gack gack. Eben so wurde für Mademoiselle Ente der treffende und zierliche Name „Nack uack“ erfunden; Fräulein Gans dagegen „Kreck kreck“ betitelt. Am ausdrucksvollsten wurde das Rind dargestellt; so oft